

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Empirische Kulturwissenschaft Schweiz  
**Band:** 37 (1939-1940)  
  
**Buchbesprechung:** Bücheranzeigen = Comptes-rendus  
**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Bücheranzeigen. — Comptes-rendus.

Emerich Schaffran, *Geschichte der Langobarden* (Deutsches Ahnen-erbe, Reihe C: Volkstümliche Schriften, Bd. 6). Leipzig, v. Hase & Koehler, 1938. — Schaffrans Buch stellt die Geschichte dieses bedeutenden germanischen Volkes dar von den Urzeiten, da die Langobarden noch in Skandinavien wohnten, bis zum Ende des Reichs und wirft im letzten Kapitel noch einen raschen Blick auf die weitere Entwicklung und das Nachklingen des langobardischen Wesens in der späteren Zeit. Die Darstellung ist lebendig, gelegentlich fast dichterisch beseelt, die Sprache des Verfassers gibt freilich dem ernsthaften Leser vielfachen Anstoß. In seiner Darstellung beruft sich der Verfasser öfter auf Hartmanns *Geschichte Italiens*, wobei er freilich bemerkt, dass Hartmann bei seiner nichtarischen Herkunft für die völkische Eigenart der Langobarden nicht das rechte Verständnis aufgebracht habe. Schaffran betont, dass Werden und Vergehen des langobardischen Staates für den Deutschen sinnbildlich sei, weil er hier im Spiegel der Vergangenheit sich selbst und seine Fehler erkenne. Er glaubt in der langobardischen Gesetzgebung sei deutlich der Weg zum ‚totalen Staat‘ zu erkennen. Wenn man freilich an die Gegensätze von Römern und Germanen, von Katholiken und Arianern und vollends an die eigennützige Politik der Herzöge denkt, so versteht man, dass diese Totalitätsansprüche sich nicht durchgesetzt haben und auch früher nicht beachtet worden sind.

Sehr ausführlich handelt der Verfasser auch von der langobardischen ‚Kunstkultur‘ und legt die Bedeutung dieser Kunst für die spätere Romanik dar. Er betont — in heute verständlicher Weise — die nordischen Züge an der langobardischen Kunst. Auch dem skythisch-sarmatischen Kunstkreis sollen gewisse Ornament- und Tierformen entstammen. Ich kann das nicht beurteilen. Aber wenn er den Namen Leupichis, so hieß der Ahnherr des Geschlechts aus dem der berühmte langobardische Geschichtsschreiber hervorgegangen ist, als ‚leicht skythisch gefärbt‘ bezeichnet, so muss ich dem entschieden widersprechen. Der Verfasser hat dem Buch eine Reihe schöner Abbildungen beigegeben, durch das ganze Buch zerstreut. Leider fehlen aber im Text wie bei den Abbildungen alle Verweise, so dass sich der Leser zu den Ausführungen die Beispiele mühsam selber suchen muss.

W. Br.

*Handbuch der Kulturgeschichte*. Hsg. von H. Kindermann. Potsdam, Athenaion-Verlag. — Seit der letzten Anzeige (s. Archiv Bd. 36, S. 64) sind eine Reihe weitere Lieferungen erschienen und verschiedene Abschnitte abgeschlossen. Vor allem sei genannt die *Kultur der Antike* von E. Howald. In der klaren, übersichtlichen und fesselnd geschriebenen Darstellung verfolgen wir die Entwicklung der griechischen Kultur aus den zwei Wurzeln, der kretisch-mykenischen und der eigentlich hellenischen. Wir sehen, wie sie sich durchdringen und wie dann unter günstigsten Umständen als Blüte die klassische Kultur Athens hervorgeht. Eine schwer verständliche aber interessante Übergangszeit behandelt H. Gumbel (*Deutsche Kultur vom Zeitalter der Mystik*

bis zur Gegenreformation); aus der mehr internationalen Kultur der Ritterzeit entwickelt sich der „Herbst des Mittelalters“ mit Kulturen von stärker nationalem Gepräge, Hervortreten des Volkes, elementarer Bewegung mit ihren guten und schlechten Seiten, eine Auflösung der „Ordnung“ des Mittelalters. Daneben aber zeigt Gumbel, wie lange noch — trotz dem Wandel der wirtschaftlichen Bedingungen — das Ritterideal weiterlebt. In dem Abschnitt, der die Kulturen Grossbritanniens, der Ver. Staaten, Skandinaviens und der Niederlande zusammenfasst gibt de Boor die Schilderung der Skandinavischen Kultur. Er zeigt, wie die Staaten trotz ihrer politischen Trennung gemeinsame skandinavische Züge tragen, wie unter dem politischen und kulturellen Einfluss des Westens, besonders durch das Eindringen des Christentums soziale Umwälzungen stattfinden; an Stelle der alten Gruppenbildung tritt Ständebildung (Grosskönigtum und Adel). Nüchtern fast hart erscheint die Charakterisierung des Skandinaviens von heute. — Weitere Lieferungen geben uns die Kultur romanischer Völker (Gmelin, Italien; Mulertt, Frankreich) der orientalischen Völker und Abschnitte der deutschen Kulturgeschichte (Barock und Zeit 1830—1870). P. G.

A. Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Berlin, de Gruyter, 1935/38. 11 Lfgn. Preis p. Liefg. M. 5.—. Helbok hat nun seine grosse Volksgeschichte vollendet. Wie schon früher (vgl. Archiv 34, 161 f) gezeigt wurde, sucht er auf Grund von zahlreichen Karten die Entwicklung der beiden Nachbarvölker zu erklären und den Anteil an Blut und Boden herauszuarbeiten, wobei er die These von Dopsch einzuschränken und die Bedeutung der Nordrasse klarzulegen versucht. In der Kombination der Geschichte mit Siedlungsgeschichte und Volkskunde liegt die Stärke des Werkes; doch bleibt manches Hypothese. Bei den Karten verhindert leider oft der Masstab eine genauere Kontrolle. P. G.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Mit Unterstützung von E. Seemann hrsg. von John Meier. 6. Jahrg. Berlin, de Gruyter, 1938. — Die älteste Volksballade von Faust erzählt, wie Faust dem Teufel die Aufgabe stellt, ein Bild von der Kreuzigung Christi zu malen. Der Teufel kann dies, weil er nach alter Überlieferung bei der Kreuzigung anwesend war; aber er ist nicht imstande, die Inschrift mit dem Namen Christi anzubringen. John Meier gelingt es nun durch seine Untersuchung festzustellen, dass die Sage von dem Gemälde in Italien entstanden sein und von dort nach Süd-Deutschland gewandert sein muss, wo sie sich dann an Faust anheftete. Das Namen-Motiv muss sich Anfangs des 18. Jh. — in Zusammenhang mit der Einführung des Namen-Jesu-Festes 1721 — angeschlossen haben. Der Aufbau der Ballade verrät einen gebildeten Verfasser. Da sich in den Puppenspielen eine Verwirrung der Motive zeigt, so ist es methodisch richtig, zu folgern, dass diese aus der Ballade entlehnt haben. Ob früher schon eine rein weltliche Faustballade existiert hat, bleibt zweifelhaft und kann mit dem bisher bekannten Material nicht entschieden werden.

Während man bisher beim Volkslied hauptsächlich die Variantenbildung durch absichtsloses Zersingen untersucht hat, eröffnet W. Heiske die Aussicht auf ein mehr bewusstes Umformen, das ständische Umsingen einzelner Lieder, d. h. die Anpassung an andere Schichten von Liedträgern, wie sie sich

im Laufe der Zeit oder bei Wanderung in andere Landschaften erkennen lässt: Wandel der Motive beim Übergang von der ritterlichen in die bürgerliche oder die bäurische Umwelt, oft verbunden mit Wandel der ethischen Haltung; besonders starke Verbauung in der Schweiz und in der Gottschee.

Von den weiteren Arbeiten seien noch genannt: W. Wioras Darlegung der Schwierigkeiten bei Aufzeichnung und Herausgabe von Volksliedern, L. Schmidts Feststellung des Flugblattgutes einer bestimmten Landschaft, woraus das Bild des Volksgesangs zu den verschiedenen Zeiten zu gewinnen ist; weitere Beiträge von H. Butzmann (neue Hdschr. vom Moringer-Lied), C. Hartenstein (über eine Volksliedsängerin), K. Horak (das Volkslied in den Sprachinseln des deutschen Ostens), G. Jarosch (Volksliedsammlungen des Kuhländchens), B. Václavěk (deutsch-tschechischer Liederaustausch), O. Stückrath (Robert Blum-Lieder). P. G.

E. Boehlich, W. Jungandreas, W. E. Peuckert, Das älteste schlesische Walenbuch. (Deutschkundl. Arbeiten. Veröff. a. d. Deutschen Institut d. Univ. Breslau B, 1) 1938. — Die drei Verf. haben diesen aus dem 15. Jh. stammenden Text, einen Wegweiser zu Goldfundstellen, von verschiedenen Seiten untersucht, um festzustellen, wie gross der Wahrheitsgehalt sei, und ob ein Zusammenhang mit dem reichen Florentiner „Antonio Wale“ in Breslau bestehe. Es erweist sich dabei, dass der Verf. mit den Alchemisten in engem Zusammenhang stand, dass dieser Wegweiser mit ähnlichen Schriften verglichen werden muss, damit der Gehalt an sagenhafter Überlieferung ausgediebst werden kann. P. G.

Elisabeth Hartmann, Die Trollvorstellungen in den Sagen und Märchen der skandinavischen Völker (= Tübinger Germanistische Arbeiten, Sonderreihe: Studien zur nordischen Philologie, herausg. v. H. Schneider, Bd. 23), W. Kohlhammer, Stuttgart u. Berlin 1936. XXIV u. 222 S. RM. 9. — Die tüchtige, von H. Schneider (Tübingen) angeregte Arbeit behandelt ein zentrales Kapitel des nordgermanischen Volksglaubens. Sie ruht auf gründlichen Studien, die die Verf., von C. W. von Sydow und Sv. Liljeblad beraten, während eines längeren Aufenthaltes in Schweden an den dortigen reichen volkskundlichen Sammlungen anstellen konnte. Die gute Schule verrät sich in der scharfen Terminologie und in einer (mir gelegentlich zu weit gehenden) Bestimmtheit gewisser Grundanschauungen (z. B. über die Entstehung von Sagen: geht wirklich die Sage vom Hebammendienste bei der Kröte „deutlich auf ein mikropisches Traumerlebnis zurück“ S. 33?).

Nach einer schnellen Übersicht über die „Naturwesen“ des skandinavischen Nordens im allg. (mit wertvollen Mitteilungen über die Rå-Vorstellung in Schweden S. 22 ff.) bespricht die Verf. im ersten Hauptteil die eigentlichen Trollvorstellungen, unter ihnen besonders gründlich die ostnordischen (dänisch-schwedischen), die sich von den flüchtiger behandelten norwegischen deutlich unterscheiden: die norwegischen Trolle sind „solitäre“, d. h. einzeln lebende, riesenähnliche Schreckgestalten, die ostnordischen leben als „soziale“ Wesen in Gemeinschaft wie die Menschen (bezw. wie das norwegische Huldrevolk). Die Verf. untersucht die einzelnen Sagentypen, insbesondere die Wechselbalg- und Bergtåning-Gruppe, auf ihre Entstehung und Entwicklung (als Erlebnis-memorata, ätiologische und phantastische Fabulate) und behält dabei auch die Frage der Entlehnung stets im Auge: für eine Anzahl von Motiven kann sie

keltischen Ursprung wahrscheinlich machen; dagegen scheint ihr der Bergtagungs-glaube als Grundvorstellung bei Kelten und Skandinaviern aus verschiedenen Wurzeln selbständig entstanden: in der keltischen Tradition dient die „Entführung in den Berg“ zur Erklärung für einen rätselhaften Todesfall, die skandinavische Vorstellung erwuchs aus dem subjektiven Erlebnis (der Verirrung im Bergwald, Fieberphantasien und anderer Sinnesverwirrung u. dergl.); die keltischen Einzelmotive konnten von den Skandinaviern nur übernommen werden, da ihnen die Grundvorstellung vertraut war. — Sehr zahlreich sind die den Skandinaviern und Deutschen gemeinsamen Sagenmotive, und es würde lohnen, diese in ihrer Verbreitung einmal genauer zu untersuchen. — Der zweite (kürzere) Hauptteil behandelt die Trollvorstellung im skandinavischen Märchen. Hier spielt die Entlehnung aus dem keltischen (und slavischen: S. 169) Märchenschatz eine noch bedeutendere Rolle. Einen wichtigen Beitrag zur Frage nach dem „indogermanischen Märchen“ liefert die Verf. durch den Hinweis auf das Graienmotiv (der Märchenheld stiehlt drei Hexen oder Trolle ihr einziges Auge) in skandinavischen Fassungen des Drachentöter- (= Perseus-) Märchens (S. 148 f.).

Die methodisch sichere und ergebnisreiche Arbeit verdient, auch über den Kreis der am Skandinavischen Interessierten hinaus beachtet zu werden.

F. R.

Sagen der Deutschen in Wolhynien und Polesien, herausg. von Alfred Karasek-Langer und Elfriede Strzygowski (= Ostdeutsche Heimatbücher, herausg. von V. Kauder, Bd. V). Histor. Gesellsch. f. Posen, Verlag von S. Hirzel, Leipzig 1938. LXXXVI u. 302 S. 7 RM. — Die Sammlung besitzt die Vorzüge ihrer Vorgängerinnen (Sagen der Beskidendeutschen 1930, der Deutschen in Galizien 1932): Reichtum und Volksechtheit des Materials, viele Erlebnis-sagen, wohlüberlegte sachliche Anordnung (nach Vorstellungsgruppen), ausführliches Schlagwortregister, Angabe der Parallelen aus dem Herkunftsgebiet der Kolonisten — kurz, es ist wieder eine für den Gebrauch des Volkssagenforschers vorbildlich aufbereitete Sammlung. Dazu kommt die ganz ausgezeichnete Einleitung, die nichts Geringeres darstellt als eine knapp gefasste aber tiefdringende Volkskunde des wolhynischen Deutschtums: Zwei erste Kapitel geben die geschichtlichen Grundlagen; sie schildern den Leidensweg der sehr jungen Kolonien, die, in ihrem Hauptbestand erst nach 1860 entstanden, durch den Weltkrieg und die anschliessenden russisch-polnischen Wirren noch einmal fast vollständig vernichtet wurden, sodass die Kolonisten, soweit sie überhaupt aus Krieg, Verschickung und Gefangenschaft heimkehrten, grossenteils ein zweites Mal ganz von vorn zu beginnen hatten. Weiter hören wir vom Rückgang der mitgebrachten Mundarten und dem Entstehen des „wolhynischen Deutsch“, eines „kolonistisch gefärbten Hochdeutsch, das seinen Weg über die städtischen Handwerker, Kirche und Kantorat hinaus aufs Dorf nimmt“, von der Rolle der Sekten mit ihrer allem „Weltlichen“ abgeneigten Strenge der Lebensführung, von dem Aufbau eines eigenen Kirchen- und Schulwesens und von der zunehmenden Vereinheitlichung des volkskundlichen Gutes in Tracht, Lied und Spiel und sonstigem Brauchtum. Ein letztes Kapitel zeichnet insbesondere die Entwicklung des Sagenschatzes nach Erhaltung und Verlust, Traditions-mischung, (geringem) Eindringen von Glaubensvorstellungen des Umvolks und bodenständiger Neubildung. So wird die vor unseren Augen vor sich gehende

Entwicklung des wolhynischen Deutschtums zu einem Musterbeispiel für die Entstehung eines neuen „Stammes“ oder „Schlages“ im volkskundlichen Sinne. — Das gibt dem Buche Karaseks auch über seinen wertvollen Hauptinhalt, die Sagensammlung, hinaus seine grundsätzliche Bedeutung. F. R.

Matthes Ziegler, *Die Frau im Märchen* (= Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt.: Fachwissenschaftl. Untersuchungen Nr. 2). Koehler & Amelang, Leipzig 1937. 289 S. Geh. 5.80 RM., Ganzl. 8.50 RM. — Die Arbeit zeugt vom Fleiss ihres Verfassers, der ein sehr reiches Märchenmaterial verarbeitet hat, und dem dabei auch die handschriftlichen Schätze der skandinavischen Sammlungen zur Verfügung standen. Dass Z. sich und seinen Lesern die Vollständigkeit der Belege ersparte, danken wir ihm; zweifelhafter ist mir, ob er gerade bei seinem Thema recht daran tat, sich auf die Märchen des „germanischen Raums“ (mit stillschweigendem Ausschluss von Holland, Flandern und England!) zu beschränken. Er hat damit auf die Möglichkeit, etwa vorhandene Unterschiede im Frauenbild der Märchen verschiedener Völker zu beobachten und dadurch das germanische von aussen zu beleuchten, von vornherein verzichtet. Da er auch die einzelnen deutschen Stämme nicht scheidet und sogar die nordische und die deutsche Märchenwelt als eine Einheit sieht, bleibt ihm nichts übrig, als sein Material — etwa in der Art eines Beitrags zum „Handwörterbuch des deutschen Märchens“ — auszubreiten und zu zeigen, was alles an Frauenbildern und Frauenschicksalen im nordischen und deutschen Märchen vorkommt.

Wissenschaftliche Probleme scheint sich Herr Z. nicht gestellt zu haben. Wo er im Vorübergehen eines streift, fallen seine Entscheidungen apodiktisch und ohne Rücksicht auf Gegenargumente: Kong Lindorm stammt aus Dänemark (gegen A. Olrik, S. 100), die „magische Flucht“ aus dem germanisch-nordischen Raum (gegen K. Krohn, S. 114 f.), die Maria des Märchens vom Marienkind ist eine „Merge“, d. h. Schicksalsfrau = griech. Moira und von der „christlich-orientalischen Maria oder Mirjam“ zu trennen (mit Hüsing, S. 158). Die Nichtbeachtung der Gegenargumente geht erstaunlich weit: im Schneewittchentypus soll das Motiv der Hilfe aus dem Baum „kennzeichnend für das germanische Empfinden“ sein (S. 203), wo doch der flüchtigste Blick in das Variantenmaterial bei Bolte-Polívka zeigt, dass das Motiv ausserhalb der germanischen Welt mindestens ebenso beliebt ist und in den Varianten des Märchentypus vom Einäuglein (KHM 30) die Belege für das Motiv aus Märchen nicht-germanischer Völker die germanischen sogar weit überwiegen. Wenn Z. die Gleichsetzung von schön und gut im germanischen Märchen das „entscheidend germanische Kennzeichen“ nennt (S. 252), vermissen wir den Nachweis, dass diese primitive Gleichsetzung ästhetischer und ethischer Vollkommenheit den Märchen anderer Völker fehlt. Als ein weiteres Ergebnis bucht Z., „dass das Schönheitsideal des deutschen und nordischen Märchens das gertenschlanke, blauäugige und blonde nordische Mädchen ist“ (S. 257): klingt denn nicht auch ihm aus der Kinderzeit der Wunsch der Königin im Ohr nach einem Kind „so weiss wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz“? (vgl. auch die Varianten bei B.-P. I 450 und 461 f.).

Verzicht auf Vollständigkeit hört auf, eine Tugend zu sein, wenn er dem Verfasser erlaubt, ihm unbequemes Material zu verschweigen oder zu verschleiern (vgl. S. 255 u. 257 u.). Dem Referenten bleibt nur das Bedauern, dass soviel Fleiss hier so fruchtlos vertan ward. F. R.



Wilhelm Bodens, Sage, Märchen, Schwank am Niederrhein. Ludw. Röhrscheid Verlag, Bonn 1937. XII + 327 S., 5 Tafeln, geh. 8 RM., geb. 9.75 RM. — Die wertvolle Sammlung von über 1000 Sagen, 17 Märchen und 100 Schwänken erfasst den volkskundlich noch wenig erforschten Nordwestzipfel des preussischen Rheinlandes an der holländischen Grenze (Gegend um Xanten, Wesel, Kleve). Die Texte sind möglichst wortgetreu und grossenteils im rheinischen Platt wiedergegeben, das der Sammler dem hochdeutschen Leser durch ein (etwas zu knappes) Wörterverzeichnis zugänglich zu machen strebt. — In ihren Sagen kennzeichnet sich die überwiegend katholische Landschaft durch den noch sehr lebendigen, in vielen Erlebnissagen produktiven Glauben an die übernatürlichen Kräfte des Menschen im Leben und nach dem Tode (viele Sagen von Hexen, Zauberern, darunter auch besonders katholische Geistliche, Freimauren, Werwölfen, von Vorgesicht und Weissagung, von umgehenden Toten und allerlei sonstigem Spuk); dagegen finden sich von den alten selbständigen Gestalten des Volksglaubens, den Riesen, Zwergen, Heinzelmännchen, nur noch verschwindende Spuren, und die Sagen von der wilden Jagd (bezw. dem wilden Jäger), von Wald- und Wassergeistern, vom Wechselbalg scheinen ebenso gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein wie die Untergangs- und Glockensagen. In den Schwänken sammelt sich das Interesse um den Alten Fritz, Eulenspiegel und die Gestalt des Pfarrers. — Die in der Einleitung versprochene grundsätzliche Untersuchung der niederrheinischen Volksgeschichten ist meines Wissens noch nicht erschienen. Bei der nahen Vertrautheit des Sammlers mit dem Volk seiner Heimat versprechen wir uns Gutes davon. F. R.

Die Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach, hersg. von A. Hilka. Bd. 1 und 3. Bonn, P. Hanstein, 1933 u. 1937. 8°, 223 u. 445 S. (Publ. d. Ges. f. Rhein. Geschichtskunde XLIII.) — Des Caesarius von Heisterbach Schriften enthalten wertvollstes Material zur mittelalterlichen Volkskunde; sie waren aber bis jetzt nur in unkorrekten Ausgaben publiziert, und die Arbeit von Hilka ist daher von grösstem Wert. Bd. 1 enthält die Exempla und Auszüge aus den Predigten, Bd. 3 die beiden ersten Bücher der „libri VIII miraculorum“, die Vita Engelberts von Köln (nach Hilka Buch 4 und 5 der libri VIII; die übrigen 4 Bücher scheinen verloren zu sein) und schliesslich die Schriften über die hl. Elisabeth. Bd. 2 wird den Dialogus miraculorum enthalten. Der Herausgeber hat in jahrelanger Arbeit die Handschriften gesammelt und verglichen (die beste Handschrift der Mirakelbücher ist in Basel), die Texte von Zusätzen gereinigt und nun mit Varianten, Parallelen und Quellenangaben herausgegeben. Den beiden Bänden ist auch je ein Motivregister beigegeben. P. G.

F. Herrmann, Beiträge zur italienischen Volkskunde. Heidelberg, Winter, 1938 (Heidelberger Akten der von Portheim-Stiftung Nr. 23) 80 S. 8°. M. 4.50. — Der Verf. hat aus der Literatur sorgfältig alles Erreichbare zusammengesucht, was über „Frühlingsfeste“ des italienischen Volkes handelt, und er versucht, wo es das Material erlaubt, die geschichtliche Entwicklung zu skizzieren. Für die vergleichende Volkskunde ist hier viel wertvolles Material geboten. P. G.

W. Hansen, Spiel und Sport in der völkischen Überlieferung. Jena, Diederichs (1939). 8°. 96 S. — Das Bändchen gehört in die von Spamer herausgegebene Reihe „Volksart und Brauch“ und gibt eine gute Übersicht

über die Entwicklung von Spiel und Sport, zunächst bei den Rittern und Bürgern: die Ausbildung des Turniers und des Fechtens, die verschiedenen Reiterspiele und die Schützenfeste; beim Bauernspiel wird der Zusammenhang mit dem Brauchtum und die Bedeutung der Burschenschaft als Trägerin des Sports aufgewiesen. Gute Bilder und Literaturangaben erhöhen den Wert des Büchleins.

P. G.

R. v. Planta und A. Schorta, Rätisches Namenbuch, Bd. 1. (Romanica Helvetica vol. VIII.) Zürich, Niehans, 1939. — Diese grossartige wissenschaftliche Leistung, von R. v. Planta mit eigenen Mitteln begonnen, wird nun von seinem Mitarbeiter Schorta zu Ende geführt, wobei er die Unterstützung der Romanisten Jud und Fankhauser geniesst. Die Einleitung gibt eine Ahnung von der Arbeitsleistung: Durchforschung der gedruckten und handschriftlichen Literatur, eigene Sammlung als Explorator und wiederholte genaue Nachkontrolle zur Ausmerzung von Fehlern, all das garantiert für die Zuverlässigkeit des Werks. Das ganze Material, wozu noch eine Sammlung der Personennamen und eine ergänzende Sammlung der Flurnamen aus den Nachbargebieten kommt, ist, wie v. Planta grosszügig vorsah, die Grundlage für die geplante Siedelungsgeschichte. Was aus dem Material auf sprachlichem und kulturgeschichtlichem Gebiet herauszuholen ist, hat der Herausgeber in einigen Abschnitten der Einleitung dargelegt. Hier sei nur auf einige, mehr zufällig herausgegriffene Namen hingewiesen. Für die Volkskunde werden Namen wie „Helig Garta“ (S. 62), „Wildmannlibett“ (100 vgl. 104, 247), „Unghürboda“ (104), „Schibaschlaher“ (116), „Waldmuoter“ (135), „Toggelischloch“ (184, vgl. 254, 274), „Fänggastein“ (258) von Bedeutung sein. Sprachlich interessant sind Formen wie „Hintabeeri“ (62), „Nolla“ als Bergname, daneben aber auch für andere Geländeformen (101. 103. 104. 139. 178 u. a.), „Turtschi“ (als Verkleinerungsform von Turm), „Hirsch“ und „Hirz“ nebeneinander (289). Im vorliegenden Band sind die Namen nach Gemeinden geordnet. Das hat den Vorteil, dass man das Neben- und Durcheinander romanischen und walseischen Gutes verfolgen kann. Ein Gesamtregister soll wohl im nächsten Bande folgen, und wir hoffen, dass es dem Verfasser bald gelingen wird, diesen Band herauszugeben, wozu er ja durch seine Arbeit, auch als Explorator, die Erfahrungen gesammelt hat.

P. G.

O. Huth, Der Lichterbaum. Germanischer Mythos und deutscher Volksbrauch. Berlin-Lichterfelde, Widukind-Verlag, 1938. 88 S. 8°. M. 3.20. — Huths Absicht ist, die Herkunft des Weihnachtsbaumes aus indogermanischer Wurzel, aus dem Lebensbaum, als wahrscheinlich zu beweisen. Die Literatur ist ihm sehr gut bekannt, und er greift auch mit Recht manche Schwächen der bisherigen Deutungen an. Doch müssen auch gegen seine Methode Einwendungen erhoben werden. Manches, wie z. B. ein alter Wintersonnenwendkult oder die Behauptung, die sogen. Dämonen der Zwölftzeit seien die alten Göttergestalten, wird als These aufgestellt, um darauf weiterzubauen. Eine Bekämpfung des völkischen Brauchtums durch Kirche und Obrigkeit (S. 21) ist zum mindesten verallgemeinernde Übertreibung; das hat zur Folge, dass z. B. (S. 42) die Polemik Bernhards von Clairvaux, die doch nur gegen den kostbaren Schmuck gerichtet ist, als kirchliche Polemik gegen heidnischen Brauch gedeutet wird.

P. G.



R. Bauerreis, *Arbor vitae. Der Lebensbaum und seine Verwendung in Liturgie, Kunst und Brauchtum des Abendlandes*. München, Neuer Filser-Verlag, 1938. 144 S. 8°. M. 6.60. — Der gelehrte Verfasser, dem wir schon eine Arbeit über das Sepulcrum Domini verdanken, gibt hier dank seiner gründlichen Kenntnis der Liturgie und der Literatur eine interessante Darstellung des Lebensbaum-Motivs im frühen Mittelalter. Seine Forschung geht aus von der sogen. heraldischen Lilie, die auffallend oft auf Taufsteinen und im Tympanon der Kirche gefunden wird, so dass man eine bewusst liturgische Idee dahinter vermuten muss. In Handschriften, die die Taufwasserweihe enthalten, ist oft ein Zeichen, ähnlich dem griechischen  $\Psi$  enthalten, dessen Ursprung der Verf. (nach Einsicht von Hschr. des 10./11. Jh.) überzeugend aus einer abgekürzten Darstellung des Lebensbaumes nachweisen kann. In romanischer Zeit muss die Bedeutung des Zeichens noch durchaus lebendig empfunden worden sein. Bauerreis verfolgt die Entwicklung des Lebensbaumes von der altchristlichen Zeit an, zeigt die Wandlungen, die Verknüpfung mit dem Kreuz Christi und der Paradiesvorstellung (Lebensbrunnen usw.) und deutet die „Lebensblume“, wie er die abgekürzte Form nennt, als Segens- und Fruchtbarkeitszeichen. Er findet diese sogen. Lilie auch in Verkündigungsbildern und im Szepter der Maria und einzelner Heiliger im Frühmittelalter. Auch Weihnachtsbaum und Kinderbaum glaubt er aus dem Paradiesbaum (der dem Lebensbaum gleich gesetzt wurde) ableiten zu können. Zusammenhänge mit der Antike deutet er an, geht aber darauf, sowie auf weitere ausserchristliche Parallelen absichtlich nicht ein. P. G.

A. Jobst, *Evangelische Kirche und Volkstum*. Stuttgart, A. Kröner (1938). 8°. 248 S. M. 4.50. — Jobst stellt das Verhältnis des Protestantismus zum Volkstum dar, was in Rumpfs „Religiöser Volkskunde“ zu stiefmütterlich behandelt werde. Ausführlich wird Luthers Stellung zum Volkstum beleuchtet; Zwingli und Calvins Verhalten wird vielleicht etwas zu scharf kritisiert. Dagegen werden die Schweizer Theologen (G. Kuhn, Nöthiger u. a.) berücksichtigt. Es ist eine sorgfältige Sammlung aller einschlägigen Literatur; nur ist schade, dass Anmerkungen und Literaturverzeichnis gekürzt werden mussten und man für die Nachweise auf die Ndd. Z. f. Vk. verwiesen wird, wo die Arbeit zuerst erschienen ist. P. G.

K. Hofmann, *Die germanische Besiedelung Nordbadens*. Heidelberg, C. Winter, 1937. 8°. 66 S., M. 1.85. — Der Verfasser will zur Erforschung der germanischen Frühgeschichte auch die Sprachforschung heranziehen, was an und für sich richtig ist. Doch sollte dies mit grösserer Sachkenntnis und Sorgfalt geschehen; denn es geht doch nicht an, alle mit Zimmer- zusammengesetzten Ortsnamen und dazu noch Simmelberg als alte Cimbernsiedelungen zu bezeichnen. Auch die Lautverschiebung ist (S. 6) etwas merkwürdig dargestellt. P. G.

---

Ausgegeben September 1939

---